

Rachbund verboten.

12]

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Frau Professor Schulz hatte fortwährend den Kopf gereckt und nach Bekannten gespäht. Alle Augenblicke nickte sie dem oder jenem zu. Sie ging ganz auf in der Geselligkeit, und es war ihr höchster Stolz, mit den „feinsten Familien“ zu verkehren.

„Ach, da ist ja der Doktor!“ rief sie auf einmal und nickte auch schon mit der Hand und mit ihren braunen, offenen Augen. „Ich wollt heut' gerade zu ihm schicken — wegen Lillis Husten.“

Ehe Lene noch recht begriff, sah sie sich Doktor Meinhold gegenüber. In seiner jugendlich rofigen Korpulenz, mit den tiefen Schmissen auf Wange und Kinn, dem goldenen Streifer mit breitem Bande auf der kleinen Nase, stand er harmlos freundlich vor den Damen und begrüßte sie mit der siegesgewissen Sicherheit des ehemaligen Korpsstudenten.

Er bot durchaus keinen furchtbaren Anblick. Im Gegenteil. Ein leiser Hauch des Komischen hing ihm an. Das Wohlgefällige, Heitere, Blonde, und sein ernstester Beruf bildeten einen starken Gegensatz.

Aber Lene Volkmar durchlief wie ein Schwertschlag. Durch und durch ging's ihr: der, gerade der!

Doktor Meinhold wurde sofort von Frau Professor Schulz ganz mit Beschlag belegt. Sie kokettierte mit ihm wie mit jedem jungen Mann, der in ihre Nähe kam. Und er machte ihr — aus Geschäftsrücksichten — stark den Hof. Einem jungen Arzt muß jedes Mittel recht sein, in der guten Gesellschaft festen Fuß zu fassen.

Lillis Husten mußte wohl nicht bedenklich sein, nach der Heiterkeit zu schließen, mit der die Mama davon sprach.

Lene war ganz beiseite getreten. Wenn er sie doch nicht sähe! Am liebsten hätte sie sich verkrochen. Aber sie mußte stillhalten. Kornelie hatte sich ihrer erinnert und sprach mit ihr.

Lene antwortete, aber wie in einem Traum. Mit all ihren Sinnen war sie bei dem wohlbehäbigen blonden Mann, der ihr Schicksal in seiner Hand hielt.

Und im nächsten Augenblick hatte sich's erfüllt, durch ein paar harmlos freundliche, gut gemeinte Worte. Alles war so traumhaft, so, als erlebe sie's nicht selber.

„Wie geht's dem Kleinen?“ hatte Doktor Meinhold sie mit der Vertraulichkeit des Frauenarztes gefragt, der ja auch halb und halb Beichtvater in jungen Ehen ist.

Lene hatte ein lautloses: „Necht gut!“ gestammelt. Er war gegangen. Und um sie her standen die Frauen und starrten auf sie, ungläubig, zweifelnd — entsetzt — ganz fassungslös.

Und sie blickte nicht auf. Sie wußte, all diese wohlfrisierten, eleganten, sanften Damen waren ihre Richterinnen. Und sie sprachen — gesellschaftlich — das Todesurteil über sie.

Endlich tönte eine eisige Stimme in das furchtbare Schweigen hinein. „Sie haben Familie?“ fragte Kornelie.

Es sumpte Lene durch den Kopf. Sie hatten das Kind ja für ein angenehmes Ausgeben wollen. Sie wollte die Lüge hervorstimmen. Aber die Zunge gehorchte ihr nicht. Und fast wider Willen sagte sie „ja“.

Und wieder starrte sie auf den Wettlauf der Knaben, auf den immer höher schwellenden Jubel, den brennenden, auf's äußerste gespannten Eifer — und wußte noch immer nicht recht, was mit ihr geschehen war.

Die Zeit stand still. Ihr Leben stand still. Es war auf einem Wendepunkt angelangt. Schroff und jäh, schwarz, grundlos gähnte die Zukunft sie an. Und sinnlos vor Entsetzen starrte sie hinein.

Ein Zufall, ein elender Zufall! — Nein, Notwendigkeit! Nach unerklärlichen Geschehen hatte sich ihr Schicksal vollzogen.

Ein Wunder wär's gewesen, wenn das nicht gekommen wär, was heut gekommen war.

Sie erkannte, welche Selbsttäuschung, welcher Wahnsinn

ihre Hoffnung gewesen war, daß sie der Entdeckung entrinnen könnten.

Die Wahrheit kommt doch einmal ans Licht, früher oder später.

Das ging ihr alles dumpf und schleppend durch den Kopf, während sie der spielenden Jugend zusah. Wo bin ich denn? dachte sie manchmal. Sie war in sich selber gar nicht mehr zu Hause. Und daß sie hier draußen zwischen all den fremden Menschen stand, kam ihr so seltsam vor, so ungewohnt, so verwunderlich.

Nach einer Weile sah sie sich schon nach den „Kolleginnen“ um. Sie waren fort.

Lene stand ganz verlassen.

Da ging sie mit müden Füßen, schwer und langsam, tiefer in den Wald hinein. Die Sonne war im Untergehen, und durch die Stämme fiel ihre rote Glut und kroch an ihnen empor und leuchtete auf den braunen, trockenen Nadeln des Bodens, daß es Lenen war, als ginge sie durch ein Blutmeer.

Und immer fatter lochte die Röte auf, als stände die Welt in Flammen. Auf einmal aber, in einem Augenblick, war alles farbige wie weggeschöpft. Graue Schatten umfingen sie. Die Sonne war untergegangen.

Ein Frösteln überfiel sie. Sie dachte an ihr Kind, das wohl schon nach ihr schrie. Aber ihr graute vor ihrem Zuhause. Wenn Richard schon da wär! Wenn sie alles erzählen müßte!

Der Weg war weit. Sie fand sich auch so schwer zu recht jetzt im Dunkeln. Als sie im Neul anlangte, war's ganz finstern geworden.

„Jessas!“ schrie die Steigenberg auf, als sie Lene erblickte. „Jessas! 's Bübel hat sich die Nehl nach Ihne ausgefrisch, gnä' Frau! Jetzt sudelt sich's an seinem Häußl in Schlaf!“

„Ist mein Mann schon da?“

„Vor ner halbe Stund sind der Herr Doktor kumme und habbe sich ganz närrisch g'hatt, daß de gnädige Frau noch mit heim sind. Wo habbe Se denn bloß so lang g'neckt?“

Lene murmelte eine Antwort. Dann stieg sie langsam die schmale Treppe hinauf.

„Lene?“ rief Richard erleichtert hinab.

„Ja,“ antwortete sie tonlos.

Er hatte die Lampe in der Hand und leuchtete ihr unruhig entgegen.

„Mein Gott, Lene, ich habe mich schon geängstigt. Wo bleibst Du denn nur?“

Dann tauchte ihr Gesicht in dem Lichtkreis des Lämpchens auf. „Guten Abend,“ sagte sie leise, aus alter, gedankenloser Gewohnheit. Ja, einen guten Abend mußte sie ihm bereiten!

Er erschrak nach dem ersten Blick, den er auf ihr Gesicht warf. Mit wankenden Knien ging er ins Zimmer und stellte die Lampe auf den Tisch. Dann drehte er sich zu ihr um, mit fragenden, ahnenden Augen.

Sie nickte, und er verstand sie. Totenblau starrte er sie an. Aber er hatte nicht den Mut, sie zu fragen, wie es zugegangen sei.

Da kam ein Mitleid über sie, so groß und überwältigend, als wolle es ihr das Herz zerbrechen. Sie liebte ihn, wie sie ihn noch nie geliebt. Und diese Schmerzensstunde war gefüllt von bitter-süßem Glück. Sie warf sich an seine Brust. „Richard!“ rief sie, „wir haben uns ja noch! Was wollen sie uns denn thun!“

Als Richard am nächsten Morgen in die Schule kam, fand er die ganze Kollegenschaft in eifrigem Gespräch bei einander. Sie verstummten bei seinem Näherkommen, und Schulz fing so recht abrupt von dem gestrigen Fest an.

Robber, der mit dem Rücken gegen den Eingang gestanden hatte, merkte wohl am plötzlichen Wechsel der Unterhaltung, daß etwas geschehen sei. Festig wendete er den Kopf. Als er Richard erblickte, lief ihm eine fahle Röte über den gelichteten Schädel. Aus seinen langgeschlitzten, vorsiehenden Augen schob ein Blick voll Mut und Verachtung. Er drehte ihm ostentativ den Rücken, ging in seine Klasse und schloß die Thür mit lautem Knall hinter sich.

Richard trat mit möglichster Unbefangenheit in den Kreis. Ruhig beteiligte er sich an dem Gespräch, das sich gezwungen weiterschleppte.

„Sie sind ja so früh gegangen,“ sagte Horstmann liebenswürdig. „Wir haben noch eine ganze Weile gekneipt.“

„Junger Ehemann!“ lachte Wittrich, einen schnodderigen, großspurigen Ton anschlagend. „Die Frau hat wohl nicht länger Urlaub gegeben, he?“

Richard schluckte gewaltsam die Zurückweisung hinunter, die ihm auf der Zunge schwebte. Er that, als habe er Wittrichs Bemerkung überhört. „Ich war ja nie ein Freund von langen Kneipereien,“ wandte er sich an Horstmann.

„Na, da werden Sie sich unter dem Einfluß des Ewigweiblichen wohl jetzt ganz zum Tugendbold entwickeln,“ lachte Wittrich, steckte die Hände in die Hosentaschen, drehte sich auf dem Sack herum und ging, leise die Melodie „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt“ pfeifend, langsam davon.

Richard Volkmar's Körper durchlief ein Zittern. Eine mordfüchtige Wut packte ihn, daß es ihm rot vor den Augen wurde und er die Zähne zusammenbiß wie ein blutdürstiges wildes Tier.

Wie von weitem hörte er Horstmanns verständige Stimme, der eine Fachangelegenheit mit Schulz verhandelte. Sachlich kam ihm die Bestimmung wieder. Er wurde wieder Mensch. Er konnte denken, überlegen, zuletzt mitsprechen.

Seine Selbstbeherrschung setzte ihn selber in Erstaunen, gab ihm neuen Mut. Es ist die erste Ueberraschung, dachte er. Sie werden sich daran gewöhnen.

Seine Jungen lauschten heute wie in der Kirche, mit großen, glänzenden Augen, glühenden Wangen. So fort-reißend, so die jungen Seelen packend bis in die innersten Tiefen, hatte er noch nie geredet.

Da trat der Pedell ins Klassenzimmer und überbrachte Richard die Botschaft des Direktors, daß er ihn nachmittags um drei Uhr in seinem Zimmer erwarte.

„Gut,“ sagte Richard ruhig, „ich komme.“

Um die bestimmte Zeit stand er vor dem Gestrengen.

Dieser erhob sich nicht bei seinem Eintritt. Mit finsterem Gesicht, ohne ihm einen Stuhl zu bieten, schrie er ihn an: „Das sind ja schöne Sachen, die ich von Ihnen erfahren habe!“

Richard war sehr blaß. Aber gelassen sagte er: „Ich bedaure tief, daß ich mir eine Unregelmäßigkeit — eine Ueber-eilung —“ Seine Stimme zitterte leicht.

„Unregelmäßigkeit? Ueber-eilung?“ fuhr Urban los, wie ein bissiger Hund, der zuschnappen will. „Herr! Für der-artige Dinge habe ich andre Votabeln! Verstehen Sie mich?“

Der „Angeflagte“ blickte einen Augenblick vor sich hin auf den Boden. Dann sagte er bescheiden, fast bittend: „Herr Direktor — ich will mich nicht entschuldigen —, aber die Versuchung — sie war groß für einen Menschen, der so lange gewartet hat auf Familienglück . . . so oft enttäuscht wurde in seinen Hoffnungen — so ein Narr des Schicksals schien. . . . Ich — ich bin ihr erlegen. Und habe ein ge-liebtes Weib mit hineingerissen ins Unglück —“

„Geliebtes Weib?“ murkte Urban, unter den buschigen Brauen hervor giftige Blicke werfend. „Kette Person, die Sie da einschmuggeln wollten in unsren Damentreis. Meine Tochter ist außer sich!“

Aus Richards Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. Seine Stimme hatte einen seltsam drohenden Klang, als er, einen Schritt näbertretend, sagte: „Meine Frau bitte ich ganz aus dem Spiele zu lassen, Herr Direktor. Ich bin der Schuldige.“

„Wollen Sie mir etwa Vorschriften machen?“ murkte der Direktor. Aber er wußte genau, daß er nicht zu weit gehen durfte. Er konnte diesen Menschen gebrauchen. Sein Ehrgeiz war größer als seine moralische Enttötung. Er hätte die unangenehme Geschichte am liebsten totgeschwiegen, um dem Ruf der Anstalt nicht zu schaden und den vorzüglichen Pädagogen sich zu erhalten.

„Wollen Sie sich auch noch auf die Hinterrüße setzen?“ fuhr er mit grimmigem Lachen fort.

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, warum bin ich hier?“

„Das fragen Sie noch? Den Standpunkt wollt ich Ihnen erst mal klar machen. Ein Erzähler der Jugend — das wissen Sie wohl noch gar nicht? — soll allen voran-leuchten an Selbstbeherrschung, Tugend, Sittlichkeit!“

(Fortsetzung folgt.)

Präparierte Pflanzen.

Wer hätte nicht schon gewünscht, den Blumen, diesen Holdesten, aber ach so vergänglichen Gebilden der Natur längere Dauer zu verleihen! In wunderbarer Pracht öffnet sich die Rose dem Licht der Sonne, um schon nach kurzer Frist well am Stengel zu hängen — oft gemüht schon ein kurzer Sommertag, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Doch vergebens bemüht sich der Mensch, Florens Kinder ihre zarte Frische und ihren Duft zu erhalten — im günstigsten Fall gelingt es ihm Farbe und Form zu konservieren; was er damit schafft, sind indessen nichts als starre Abbilder ihrer einstigen Schönheit, leblose Gegenstände zur Dekoration unsrer Wohnungen oder zum Schmuck eines teuren Grabes.

Die Pietät gegen die Verstorbenen war es denn auch zuerst, die den Menschen den Gedanken eingab, Pflanzen zu präparieren. In den ägyptischen Königsgräbern der verschiedensten Dynastien hat man seltsame Gewinde gefunden, deren Beschaffenheit man sich anfänglich nicht zu erklären vermochte. Sie fügten sich aus schmutzig bräunlichen, lederartigen Blättchen zusammen, die fest aufgerollt waren. Nachdem man sie im Wasser aufgeweicht und auseinandergerollt hatte, stellte es sich heraus, daß es Kränze aus Lotusblumen — und Blättern waren. Viele derselben werden in Museen und Sammlungen aufbewahrt. Diese Lotusgewinde sind jedoch so ziemlich das einzige, was uns von präparierten Pflanzen aus aller Zeit erhalten geblieben ist. Für wissenschaftliche und Unterrichtszwecke sind wohl immer schon Blumen und Blätter gepreßt und getrocknet worden, doch haben Staub, Feuchtigkeit und andre widrige Einflüsse sie einestheils zerstört, während sie andernteils wegen der Robeit des dabei angewendeten Verfahrens kein Interesse für uns bieten. Versuche, den Pflanzen ihr schönes Aussehen zu bewahren, sind eigentlich erst in unsrer Neuzeit gemacht, und wenn man von den schlecht gefärbten Schilfblüten absieht, die man zu Vasenbouquets benutzte, so datieren sie, streng genommen, höchstens vier Decennien zurück.

Die ersten Resultate auf diesem Gebiet stellten rot und blau gebeizte Ästern dar. Man steckte sie mit den Stengeln, um ihre Form nicht zu schädigen, in Drahtgestelle, aus denen die Köpfe herausragten und trocknete sie im mäßig warmen Ofen. Schließlich wurden sie mit karminroter und blauer Beize gefärbt. Da die Blüten ursprünglich verschiedene Farben hatten, so erzielte man mit Hilfe der beiden Beizen die mannigfaltigsten Nuancen. Diese Ästern vereinigte man mit künstlichem Laub und getrockneten Schilfblüten zu allerhand Dekorationsbindereien. Sehr bald wurden sie jedoch durch Eigenblätter ergänzt, die man mit der Bürste aus-schlug und presste. Da sie indessen rasch ihre grüne Farbe ein-büßten, verfiel man darauf, diese Eigenblätter wie auch andres Laub und Gräser mit Schwefel und Chlor zu bleichen; anstatt daß man das Chlorophyll mit der Bürste ausschlug, vernichtete man es durch Einwirkung von Säuren. Natürlich ließen sich nur starkrippige, den Chemikalien einigermaßen Widerstand bietende Pflanzen derartiger behandeln, immerhin aber erzielten die großen weißen Sträuße — Skelettbouquets nannte man sie — die daraus verfertigt wurden, unbeschreiblich schön. An Naturgebilde erinnerten sie freilich absolut nicht, was ihrem Reize aber keinen Abbruch that. Am besten lassen sie sich mit unendlich feinen Eisenbeinbindereien vergleichen. Heute ist diese Technik leider gänzlich vergessen.

Die Skelettbouquets wurden durch die viel weniger schönen Makartsträuße abgelöst. Einzelne geschmackvolle Stücke entstanden ja auch in dieser Branche, und zumal auf einfarbigem dunklem Hintergrunde machten die fein abgetöntten, grau und bräunlich bis ins Weiße schattierten Bindereien sich oft sehr malerisch, leider aber verloren sie durch die Konkurrenz, welche sich des neuen und beliebten Handelsartikels bemächtigte, sehr rasch ihre ursprüngliche Distinktion. Um sie möglichst billig liefern zu können, band man jedes beliebige Gras, grob gefärbt mit vergoldeten und verfilberten Mohntöpfen und sonstigen Samentapeln, Farnenzapfen und Erken wahllos zusammen und brachte sie waggungsweise auf den Markt. Damit war die Rolle dieser Bindereien in der Gunst des Publikums ausgespielt, und aus Ueberdruß an der bunten Ware wandte man sich den Arrangements aus ungefärbtem Material zu. Sträuße aus getrockneten Beereuzweigen, Schilfblüten, Silberdistel und so weiter waren das Vornehmste. Zuerst wand man noch broncierte Zweige dazwischen, doch wurde der Geschmack stetig puristischer, so daß man in kurzen nur noch Naturzweige verwendete. Viele dieser Bindereien sind entzückend, so sieht man auf Gärtnerei-Ausstellungen Festons aus Vorbeer, Eichen- und Nesselzweig, getrockneten Vogelbeereuzweigen, reifen Maiskolben, Rissen, Buchenädem, Eichen, Erken und Berberitzen, die, durch einen farblosen Lacküberzug vor dem Ein-schrumpfen geschützt, noch nach Jahren einen prächtigen Eindruck machen. Sie sind meist zu Supraporten wie zur Dekoration von Speisezimmern bestimmt. Ebenso erscheinen Grabkränze aus herbst-lich braunen, gleichfalls lackiertem Laub sehr wirkungsvoll. Nicht minder eignen sich Koniferenzweige mit Früchten, die durch Bes-prühen mit Alaun- und Salpeterlösungen einen kristallartigen Ueber-zug erhalten haben, zu verschiedenartigen Bindezwecken.

Inzwischen war man im Präparieren der Pflanzen so weit gekommen, daß man es mit mehr oder minderem Erfolg versuchte, ihnen ihr natürliches Aussehen zu erhalten. Die vorher geschilderten

Methoden hatten im Grunde doch nur den Zweck, einen dauerhaften Dammerschmund aus ihnen zu machen. Zur Erreichung des vorher erwähnten Ziels unterscheidet man im wesentlichen zwei Verfahren. Bei dem einen steckt man die Blätter und Blumen in trockenen gesiebten Sand, doch so, daß sie völlig damit bedeckt sind und stellt sie, auf diese Art in Kästen verpackt, in den Bratofen. So einfach das Rezept klingt, so schwierig ist seine Ausführung. Wer nicht große Uebung und Erfahrung in der Sache besitzt, der bringt mit Hilfe dieser Technik nichts Rechtes zu Stande. Dagegen sah ich gelegentlich einer Weihnachts-Ausstellung Bouquets aus Heidenrosen, Feldmohn, Bergschmeinnicht, Maackliebchen und andern zarten Blüten im Verein mit Laub und Gräsern, die buchstäblich wie frisch gepflückt erschienen. Leider erfordern sie eine gläserne Bedachung und da man verabsäumt hatte, die beigegebene Glocke darüber zu stülpen, so waren sie schon nach wenigen Tagen zusammengeschrumpft. Dieser Umstand macht ihre ausgedehnte Verwendung unmöglich. Das zweite erwähnte Präparationsverfahren besteht darin, daß man die Blüten in eine heiße Stearinmasse taucht. Das Resultat sind die unter dem Namen „Semper vivens“ bekannten Blumen. Als die Technik erfunden wurde, knüpfte man große Erwartungen daran, allerorten öffneten sich Läden, in denen diese, beiläufig recht kostspieligen Bänder verkauft wurden, aber leider erfüllten sich diese Hoffnungen nicht. Die Blumen sahen in Anbetracht des dicken wachsartigen Ueberzuges doch gar zu steif und unnatürlich aus — unnatürlicher selbst als mittelmäßige Papierblumen, von feinen Stoffblumen schon gar nicht zu reden. Es entstand dazumal das geflügelte Wort: „aus natürlichen Blumen künstliche machen“. Indessen präparierte man das Laub, mit dem man sie zusammenband nicht in der gleichen Manier, vielmehr wurde es nach einem bestimmten Rezept gefärbt und getrocknet. Die Industrie, welche sich auf diese Technik aufgebaut hat, ist eine sehr bedeutende, da aber jedermann die präparierten Palmenwedel, Asparaguskranen usw. kennt, die allenthalben zum Schmuck von Wohnräumen, Treppenhäusern und Hotelzimmern aufgestellt werden, so lohnt es nicht, länger bei der Sache zu verweilen. Ein Verfahren, um Blumen zu konservieren, hat auch Professor Pfleger in Heidelberg erfunden, doch sind die Resultate nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen.

M. Kossak.

Kleines feuilleton.

ro. Vom Zeitungsdeutsch. Wolfgang Kirchbach sprach am Montagabend im Rathhaus über „Journalismus und die Kunstformen des journalistischen Stils.“ Der Vortrag stellte ein Glied eines ganzen Vortragszyklus über das gleiche Thema dar und bestand hauptsächlich aus allgemein interessanten Ausführungen über eine Reihe von Stilfehlern, die unter Journalisten häufig vorkommen, aber nicht dem Zeitungsdeutsch allein eigen sind. Mart Twain hat zu seinem Spott über die deutsche Sprache u. a. die vielen Einschaltungen zwischen Artikel und Hauptwort herangezogen, die sich bei deutschen Schriftstellern finden. Die Einschlebung z. B. einer Reihe von Eigenschaftswörtern oder anderer Bestimmungen zwischen Geschlechts- und Hauptwort widerspricht zwar dem Geist der deutschen Sprache an sich nicht, ist aber für ein feines Stilgefühl beleidigend. Ein großer Sünder in dieser Beziehung ist der vielgelesene Romanschriftsteller Georg Ebert, aus dessen „Homo sum“ der Vortragende die prächtige Stilblüte citiert: „indem sie ihres feiner selbst kaum mehr mächtigen Mannes Hand mit der ihren berührte.“ Der Mißbrauch der massenhaften Einschachtelungen ist aus der Redekunst ins Schriftdeutsche hereingekommen. Im Fluß der lebendigen Rede wirkt das. Die Kunst des Journalisten ist zwar auch ganz wesentlich eine abgekürzte Rhetorik, aber er hat nicht die Zuschauer vor sich, wie der Redner, und darum fällt dies Hilfsmittel für ihn weg. Ein weiterer, viel geübter Fehler, der besonders in Berlin grassiert, ist die Unterschlagung der Genetivendung, z. B. bei Citierung von Zeitungen: des „Tageblatt“. Kirchbach nennt das eine Kaputtisierung der Sprache. Es hat sich sogar eingeschlichen, daß man auch, wo es sich nicht um Anführung von Titeln handelt, im Satzbau selbst anfängt, die Genetivendungen wegzulassen. Allgemeiner Sprachgebrauch wird das doch nicht werden. Hinzuwiesen ist auf die in der deutschen Stilistik viel vorkommenden Kataphorien. Solche Mißlänge entstehen z. B., wenn dasselbe Wortchen erst als Relativum und dann als Artikel zweimal direkt hintereinander wiederholt wird: „Die Dame, die die größte Anziehungskraft hatte.“ Beim Sprechen geht das, in der Schrift wirkt es störend. Da wird man gut thun, unser gutes, altes „welcher, welche, welches“ zu brauchen: trotz der Einwendungen Wislimanns und anderer. Sehr übel ist auch das Hintereinanderpraktizieren mehrerer Zeitwörter. Ein Grundfehler des deutschen Stils ist der Mißbrauch der Perioden, die beständige Verwendung von Sätzen, die 10 bis 20 Zeilen lang sind. Dieser Fehler kommt von der klassischen Bildung her. Es soll aber nicht gesagt werden, daß nur kurze Sätze zu bringen seien: das wird auch untraglich. Die Periode hat auch in der Journalistik ihr Recht. Es kommt nur darauf an, die verschiedenen Stilformen mit Bewußtsein zu handhaben, wo sie gerade am Platz sind. Neuerdings wird in litterarischen Kreisen die Ellipse (Auslassung) viel gebraucht. Besonders beliebt sind die verbalen Ellipsen,

die Auslassung des Zeitworts. Nach Kirchbach ist das in Deutschland durch den Germanisten Wilhelm Scherer aufgekommene, der von der Kunst des Vortrages gar nichts verstand. In seiner Litteraturgeschichte hat er die Ellipse massenhaft. In den Stil vieler seiner Hörer ist das manieristisch übergegangen. Die Verwendung der Ellipse in der Journalistik soll nicht allgemein beurteilt werden, hier und da kann sie passen. Manieristisch gebraucht macht sie journalistische Leistungen ungenießbar. Schwierig ist die Kunst, Vorgänge zu erzählen, die z. B. für den Theaterkritiker und für den Reporter von Wichtigkeit ist. Hier sind einfache Sätze am Platz. Ganz falsch wird beim Erzählen gewöhnlich — in der Romanlitteratur wie in der Journalistik — ein Hilfsmittel angewandt, das unter gewissen Bedingungen durchaus am Platz ist: daß man das Geschehene nicht im Tempus der Vergangenheit, sondern im Präsens vorträgt. Wenn man da gleich schon mit dem Präsens beginnt, so geht das Bewußtsein ganz verloren, daß man sich in der Vergangenheit befindet. Erst im Verlauf der Erzählung, bei steigender Lebhaftigkeit darf man dazu übergehen. Ein Fehler, der von Leitartikelschreibern viel gemacht wird, ist die falsche Anwendung des — vom Englischen her so genannten — sächsischen Genetivs, z. B. „des Königs Hans“. Dieser sächsische Genetiv ist in der deutschen Sprache im alltäglichen Gebrauch nicht sehr beliebt. Bloß bei feierlichen Gelegenheiten wird er gewöhnlich benutzt, z. B. vom Pastor auf der Kanzel. Sonst sehr geschickte Journalisten treiben damit vielfach Unfug, wenn sie etwa einen Feiertagsartikel zu schreiben haben. Das ist gar zu feierlich, wenn der sächsische Genetiv gleich von vornherein zur Anwendung kommt. Das feinste Kunstmittel darf nicht gleich am Anfang schon eingesetzt werden. Man muß sich eben stets gegenwärtig halten, was denn eigentlich mit den verschiedenen Kunstformen beabsichtigt ist.

Musik.

Es ist für den Musikkritiker nicht schwer, eine direkt schlechte, ohne irgend eine sorgsame Fachschulung zustande gekommene Leistung dankend abzulehnen und die Unfähigen sowie ihre etwaigen Nachfolger rasch vor falschen Wegen zu warnen. Viel Schwierigkeit und Verlegenheit bereiten ihm jedoch die zahlreichen Fälle, in denen ersichtlich mühevolles Studium aufgeboten und mancher Vorteil erreicht ist, in denen aber trotzdem alles zusammengekommen, das Erreichte nicht im Maß des guten Willens befriedigt. Man kann eine Bitte wagen, daß in den meisten derartigen Fällen nicht Besorgnis, sondern ein Zutwenig des Lernens oder andres, sondern eine nicht ganz sachgemäße Richtung des Lernens schuld war. Angehts der Menschenmassen, die sich zur Ausübung der Musik drängen, jammert einen der Einblick in die Unsumme von Kräften, die da mit heißem Bemühen auf falsche Wege geraten. Wie pausen die Klavierspieler nicht jahrelang mit einer möglichst langen täglichen Uebungszeit (einem der schwersten und häufigsten Mißgriffe), mit möglichst steifem Gelenk und möglichst schlaffen Fingern, und mit der holdsten Ahnungslosigkeit von der Musik! Wie wird nicht an der Geläufigkeit einer Singstimme ohne rechte Atem- und Tonbildung gearbeitet! Da lernt man einzelne von den ungezählten Fällen kennen, in denen der angehende Schüler berühmten Namen nach-eilt und doch, wenn er sich von einem unheimlichen Studigen beraten ließe, ein ganzes Arbeitsjahr oder vielleicht selbst den Verlust seiner Stimme ersparen könnte. Wären diese Verluste, ja Vergeudungen von Menschenkraft nicht einmal auch ein Kapitälchen für Nationalökonomie?

Trifft dann nach Jahren das unbedeutend geschulte Menschen- und Musikkind vor die Öffentlichkeit, so kann man von Glück sagen, wenn eine völlige Verbilddtheit zu Tage kommt. Dann rasch beiseite! — obgleich dieses Beiseite leider oft darin besteht, daß besagtes Menschen- und Musikkind sich in einer Provinzstadt als Menschen- und Musikfante niederläßt und das Contagium der Verbilddtheit weiter verbreitet. Am gefährlichsten aber ist jene halbe oder mehr als halbe Bildung, bei der z. B. eine über ein schönes Piano und über sonstige Vorzüge verfügende Sängerin ein übers andre Mal unrein singt. Fr. Ely Bern bewährte an ihrem neuesten Lieder-Abend im Beethovenjahr so viele Schulung und feinsinniges Bemühen in Technik und Vortrag, daß ihr häufiges Falschsingen doch wohl nur auf eine verfehlte Art der Bildung deuten kann. Noch klarer wird dies dem Hörer, wenn er nun auch auf die sonstigen Mängel achtet und in ihnen die ältesten Bekannten wiederfindet: ungleich gute Vokalisation, ungleich volle Töne der unteren Lagen, schöne leise und herbe starke Töne der hohen Lagen; neben einem wirkungsvollen, in der „Kammer“ vielleicht entzückend schönen Pianissimo ein Forte, das statt zur Fülle vielmehr zum Gellenden führt. Fr. Bern hatte uns schon im November vorigen Jahres ähnlich zu urteilen veranlaßt; wesentlich anders ist es seither nicht geworden; vielleicht lehrt die Dame übers Jahr wieder nach „Reparatur“ in einer wirklich guten Schule, zumal in einer, in der man sich mit dem Umstand auskennt, daß Unreinzingen nicht nur oder weniger auf Gehörmängel zurückgeht, sondern viel eher auf Mängel in der Schulung der beim Gesang gebrauchten Muskeln.

Fr. Bern sang in ihrem Programm (das übrigens gegen den Typus unserer Liederabend-Programme verdienstvoll abfiel) auch artiose Stücke von A. Scarlatti (1649—1725) und von dessen Schüler F. Durante (nicht 1648, sondern 1684—1755). Beide Namen führen uns nach Neapel in die Hochblütezeit des italienischen Gesanges; und gerade aus der Gelegenheit heraus, bei der wir an sie erinnert worden sind, müssen wir zurückdenken an das, was damals im Gesangsunterricht gelehrt worden ist. Nicht daß heute in

deutscher Sprache „italienische Methode“ gelten soll; wir haben ja, dank Julius Geh, unsern deutschen bel canto. Allein das Vorbildliche jener Unterrichtsform wird immer bleiben. Man lasse sich nur einmal erzählen, welche Studiendauer und welcher Aufbau von Teilnehmern des Gesangsunterrichtes damals in den Konservatorien von Neapel, Bologna usw. gefordert wurde. Der Abstand zwischen alldem und dem Durchschnittlichen von heute wird einem besonders klar, wenn man eine Bewegung mitmacht, die seit kurzem unser Musikleben bereichert: d. i. das Bestreben, den Musikunterricht kritisch, systematisch und historisch zu behandeln. Unglaublicher Weise besitzen wir in unserer Zeit, die sonst jede Kleinigkeit auch historisch zu fassen versucht, nur erst vereinzelte Betrachtungen und Forschungen über die Vergangenheit des musikalischen Schulwesens und noch keinerlei Gesamtdarstellungen dieses Gebiets. Und doch ist der Entwicklungsweg von den kirchlichen Sängerschulen und zünftigen Musikantenlehren des Mittelalters bis zu dem halben Tausend Konservatorien, die Deutschland, und dem etwa dritten Tausend, die das Ausland heute besitzt, einer der für Kunst, Pädagogik und Gesellschaftsstände interessantesten. Für die Gelegenheit, von der wir zu dieser Betrachtung abzuweichen, erscheint als der wichtigste Gegensatz der: früher erzog man Musiker, jetzt richtet man Virtuosen ab, die obendrein meist nicht einmal Virtuosen sind. Einst das tüchtige Handwerk (der Instrumentalist lernte wie ein Gewerbelehrling), jetzt die untüchtige Kunst, die erst recht keine ist. Das Instrumentalvirtuosentum und auch der Verfall der Oper in der ersten Hälfte und in der Mitte des 19. Jahrhunderts waren wohl für diese Wandlung entscheidend. Mit Mendelssohns Konservatoriumsgründung in Leipzig 1843 beginnt der Typus jener heutigen fünfhundert. Kein Wunder, wenn unsreiner immer wieder gefragt wird, was er von den Konservatorien hält, und ob er dem angehenden Musizier, etwa auch dem bloßen „Dilettanten“, einen Konservatoriums- oder einen Privatunterricht empfiehlt. Kurze Antwort: Die bisherigen Konservatorien sind bei dem heutigen Massenbedarf an Musikern eine natürliche und in ihrer Weise zweckmäßige Erscheinung. Sie gewähren eine billigere und an „Nebenfächern“ reichere Bildung, als Privatlehrer sie gewöhnlich geben können. Wer viel Zeit hat; wer ein Konservatorium findet, in welchem alles nicht bloß auf dem Papiere steht; und wer das Geld hat, beim Konservatoriumslehrer noch eigens Privatstunden zu nehmen; der gehe in eines, in welchem er für sein Hauptfach einen wirklich guten Lehrer weiß. In allen andern Fällen lasse man sich von wirklich kompetenter Seite Privatlehrer empfehlen.

Vielleicht werden nur recht wenige Leser ungehalten sein, daß wir ihnen statt weiterer Konzertberichte derartige Mitteilungen gemacht; und vielleicht nützen sie manchem. Inzwischen gewahre ich mit Schrecken, daß ich mich bis zu dem Zeitpunkt verplaudert habe, in welchem uns das zweite Weingartner-Konzert mit einem noch weniger bekannten Verloz ruft. Das Wort „Ausverkauf“ hemmt den eilenden Schritt. Also hat man wieder einmal Zeit verloren, wenn man sich zu lange mit Konservatorien beschäftigt. — sz.

Technisches.

Dr. Ueber Reliefschichs sprach in der letzten Sitzung des „Photographischen Vereins“ zu Berlin die Herren Bernhardt und Plog, indem sie auf Grund praktischer Erfahrungen darauf hinwiesen, daß man es hier mit einer für die Illustrationstechnik sehr wichtigen Erfindung zu thun habe. Bei dem bisherigen Illustrationsdruck erfordert die sogenannte Zurechtung nicht nur sehr viel Zeit, sondern die zur Erzielung guter Schichswirkungen notwendigen, mit großer Mühe herstellbaren Ausschnitte verlangen auch eine richtige Verwendung, die geradezu künstlerisches Empfinden voraussetzt. Das von Dr. Albert erfundene Reliefschichs unterscheidet sich nun von der bisherigen autothypischen Druckplatte dadurch, daß sich die Druckelemente nicht in einer Ebene befinden. Man schafft vielmehr richtige Konturverhältnisse des Schichbildes durch leichte Erhebungen und Vertiefungen dadurch, daß die Schwärzen des Bildes auf der Druckform am höchsten und die hellen Töne am tiefsten zu liegen kommen. Zu diesem Zweck wird von dem zu prägenden Schich ein Abzug auf besonders präpariertem Papier gemacht und dieser auf Zink zwecks Abtragung übertragen. Der so hergestellte, etwa 0,5 Millimeter starke Prägestempel wird in der hydraulischen Presse in die Schichplatte von unten hineingedrückt. Damit sich die Schichplatte unter dem Prägestempel nicht verschieben kann, wird zur Verbindung eine Guttaperchahaut zwischen beiden vorgesehen. Das vorher auf etwa 100 Grad erwärmte Zinkschich behält nach dem Erkalten die ihm auf dem eben erörterten Wege gegebenen reliefartigen Formveränderungen bei; hierbei ist von Wichtigkeit, daß die Haltbarkeit des Schichs durch dieses Verfahren in keiner Weise leidet. Man kann das Relief auch in der Weise erzeugen, daß man ein entsprechend gefertigtes Zurechtrelief in der hydraulischen Presse von oben in das Schich drückt, so daß man in diesem Falle die den hellen Tönen des Bildes entsprechenden Teile der Druckfläche tiefer läßt, wodurch natürlich derselbe drucktechnische Effekt erzielt wird. Das Verfahren läßt sich auch unter entsprechend höherer Erwärmung für Kupfer- und Messing-Illustrationsplatten verwenden, während die nach den Originalen gefertigten Galvanos die gleiche Reliefwirkung aufweisen. Wie aus vorliegenden Mustern zu ersehen war, ist es auch auf äußerst schlechtem Druckpapier mit diesen Reliefschichs möglich, ungemünzte Bildwirkungen zu erzielen. Da dieses Verfahren nur eine sehr geringe Erhöhung der

Herstellungskosten von Schichs mit sich bringt und da es eine ganz bedeutende Zeitersparnis beim Illustrationsdruck zur Folge hat, so dürfte es für die Erzielung guter Bilder in Zeitungen und Zeitschriften bald große Bedeutung erlangen. —

Humoristisches.

- Originelle Uebersetzung. Sohn. „Papa, was ist eigentlich ein Vegetarianer?“ Vater: „Ein Mensch, dem Wurst Wurst ist.“ —
- Ein Großhuer. „Ich glaube gar, Du parfümierst Dich mit Benzin?“ „Nur damit die Leute glauben, ich habe ein Automobil.“ —
- Zweierlei Standpunkt. A.: „Merkwürdig! Je schöner eine Gegend, desto mehr Wirtshäuser hat sie.“ B.: „Umgekehrt, lieber Freund, je mehr Wirtshäuser sie hat, desto schöner ist sie.“ (Reggendorfer Blätter.)

Notizen.

- „Die Lokalbahn“, eine neue Komödie von Ludwig Thoma, erzielte bei der Erstaufführung im Münchener Residenz-Theater einen großen Erfolg. —
- Der Hofopernsänger Antbes von der Dresdener Hofoper ist kontraktbrüchig geworden und nach Amerika abgereist. In Dresden hatte er 80 000 M. Jahreseinkommen, in Amerika erhält er 2000 M. pro Abend. —
- Ein Bild Rembrandts, das „Porträt des Admirals van Tromp“ ist dieser Tage in Paris für 800 000 Frank veräußert worden. Vor 70 Jahren erzielte dasselbe Gemälde einen Preis von 17 100 Frank. —
- Der berühmte Juno-Tempel auf Samos, von dem Herodot als von einem Wunder seiner Zeit spricht, ist von der Hellenischen Archäologischen Gesellschaft entdeckt worden. Die ersten Ausgrabungen haben bereits den Altar, die Träger von 20 Säulen, einige Inschriften und verschiedene Gegenstände von geringerer Bedeutung zum Vorschein gebracht. —
- Die Ausstellung der vorderdeutschen Orient-Gesellschaft bei Abusir gemachten Kunde ist gestern im Sächsischen Hofmuseum der ägyptischen Abteilung der k. k. Museen eröffnet worden. Der Katalog der Ausstellung steht kostenfrei zur Verfügung. —
- Europäische Fische in Australien. Die Regierung von Neu-Süd-Wales hat den Versuch gemacht, europäische Plattfische in die Gewässer der Kolonie einzuführen. Der Fischreichtum im dortigen Meere ist nicht geringer als anderswo, aber es fehlen gewisse Fischsorten, nämlich die Schollen und die Seezungen, also überhaupt die Gattungen, die in der Familie der Plattfische zusammengefaßt werden. Der Versuch ist zunächst in beschränkter Maßstabe unternommen worden, indem 560 Schollen, 20 englische und drei mittelamerikanische Seezungen ausgesetzt wurden. Die Sendung war eine größere gewesen, aber nur die genannte Zahl konnte lebend bis nach Australien gebracht werden. So weit die Erfahrungen bisher reichen, wird die Verpflanzung gelingen, wenn noch größere Aufwendungen dafür gemacht werden. —

Büchereinkauf.

- Maxim Gorki: „Ein Verbrechen.“ Novellen. München. Albert Langen. —
- A. Hauschner: „Daatjes Hochzeit.“ Novelle. München. Albert Langen. —
- Guy de Maupassant: „Bett 29.“ Novellen. München. Albert Langen. —
- Bawell Rzeznik: „Pfarrer Krul.“ Roman. Berlin. Verlag des „Arbeiter“. —
- Walter Müller-Waldenburg: „Totes Leben.“ Drama. Berlin. Moderner Berliner Verlag. —
- Johannes Dose: „Frau Treue.“ Geschichten aus der Geschichte. Leipzig. Sächsischer Volkschriftenverlag. —
- Wilhelm Bölsche: „Von Sonnen und Sonnenstäubchen.“ Kosmische Wanderungen. Mit vier farbigen und vier schwarzen Tafeln nach Original-Aquarellen von Professor Ernst Haedel. Berlin. Georg Bondi. Preis 6 M. —